

CHRISTOPHER MOORE

Himmelsgöttin

Buch

Tucker Case arbeitet als Pilot für einen gigantischen Kosmetikkonzern. Genauer gesagt: Er arbeitete. Dank eines alkoholbedingten Arbeitsunfalls, bei dem eine Prostituierte im Cockpit eine tragende Rolle spielte, verwandelte Tucker seinen rosafarbenen Jet in Schrott und sich selbst in einen Expiloten. Als ihm der Arzt und Missionar Dr. Sebastian Curtis trotzdem einen Job als Flieger anbietet, kann Tucker kaum ablehnen. Zumal die Konditionen geradezu traumhaft sind: Er soll von der Missionsbasis auf der kleinen Südseeinsel Alualu Medikamente auf umliegende Atolle bringen und dafür fürstlich entlohnt werden. Zweifel beschleichen Tucker erst, als er zusammen mit dem Transvestiten Kimmi und dessen bebrillter sowie sprechender Fledermaus auf der Insel angeschwemmt wird und einem Kannibalen in die Hände fällt. Dann erfährt er auch noch, daß die Eingeborenen einen amerikanischen Piloten namens Vincent aus dem Zweiten Weltkrieg als Gott verehren und das Pin-up-Girl auf dessen Bomber als Himmelsgöttin. Ein paar skrupellose Geschäftemacher wissen das für sich zu nutzen – doch Tuck scheint Teil ihres üblen Plans zu sein ...

Autor

Der ehemalige Journalist Christopher Moore lebt auf Hawaii und freut sich unter www.chrismoore.com auf einen virtuellen Besuch.

*Von Christopher Moore außerdem als
Goldmann Taschenbuch lieferbar:*

- Der Lustmolch. Roman (44986)
- Die Bibel nach Biff. Roman (54182)
- Flossen weg! Roman (54208)
- Der kleine Dämonenberater. Roman (54217)
- Der törichte Engel. Roman (54224)
- Ein todsicherer Job. Roman (54225)
- Lange Zähne. Roman (46386)
- Liebe auf den ersten Biss. Roman (54253)
- Blues für Vollmond und Kojote. Roman (54238)
- Fool. Roman (31189)

Christopher
Moore

Himmelsgöttin

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christoph Hahn

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
»Island of the Sequined Love Nun«
bei Avon Books, New York

4. Auflage
Taschenbuchausgabe 9/99
Copyright © der Originalausgabe 1997
by Christopher Moore
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Earl McPherson
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Redaktion: Alexander Groß
KvD · Herstellung: sc
eISBN 978-3-641-08454-7

www.goldmann-verlag.de

TEIL EINS

Der Phönix

Der Kannibalenbaum

Als Tucker Case aufwachte, mußte er feststellen, daß er mit dem Kopf nach unten an einem Seil aus Kokosfasern an einem Brotfruchtbaum hing. Er war zu einem Päckchen zusammengeschnürt. Hände und Füße vorne zusammengebunden, und er baumelte etwa zwei Meter über dem Boden. Unter großer Anstrengung hob Tucker den Kopf, um sich einen Überblick zu verschaffen. Er konnte einen weißen Sandstrand erkennen, gesäumt von Kokospalmen, ein Feuer aus getrockneten Kokoshülsen, eine Hütte, die aus Palmwedeln errichtet worden war, und einen Pfad aus weißem Korallensplit. Vervollständigt wurde das Panorama durch das grinsende Gesicht eines braunhäutigen Eingeborenen.

Der Eingeborene erhob eine Hand wie eine Klaue und kniff Tucker in die Wange.

Tucker schrie auf.

»Yamm«, sagte der Eingeborene.

»Wer bist du?« fragte Tucker. »Wo bin ich? Wo ist der Seefahrer?«

Alles, was der Eingeborene tat, war grinsen. Seine Augen waren gelb, seine Frisur ein wüstes Durcheinander aus Locken und Vogelfedern und seine Zähne schwarz und spitz zugefeilt. Er sah aus wie ein lederbezogenes Skelett mit Schmerbauch. Wulstige rosa Narben zierten seine Haut, und auf seiner Brust bildete eine Reihe davon die Silhouette eines Haifischs. Bekleidet war er lediglich mit einem Lendenschurz, der aus einer Pflanzenfaser ge-

woben zu sein schien und in dessen Hüftgurt ein gefährlich aussehendes Buschmesser steckte. Der Eingeborene tätschelte Tucker mit seiner schwieligen, aschebedeckten Handfläche die Wange, dann wandte er sich ab und ging davon.

»Warte!« rief Tucker. »Laß mich runter! Ich habe Geld! Ich kann dich bezahlen!«

Ohne sich umzusehen, trottete der Eingeborene weiter. Tucker wand sich in seinen Fesseln, doch erreichte damit nur, daß er sich langsam zu drehen begann. Dabei fiel sein Blick auf den Seefahrer, der bewußtlos ein paar Schritte entfernt hing.

»Hey, lebst du noch?«

Der Seefahrer gab keinen Mucks von sich, doch Tucker sah, daß er atmete. »Hey, Kimi, wach auf!« Keine Reaktion.

Er zerrte an den Fesseln um seine Handgelenke, aber dadurch zogen sie sich nur noch fester zusammen, wie es schien. Nach ein paar Minuten gab er erschöpft auf. Er verschnaufte und schaute sich um, ob es irgend etwas gab, durch das sich diese bizarre Szenerie vielleicht erklären ließ. Warum hatte ihn der Eingeborene in einem Baum aufgehängt?

Am Rande seines Blickfeldes nahm er eine Bewegung wahr, und als er sich danach umdrehte, sah er eine große braune Krabbe, die am Ende eines Seils zappelte, das an einem Ast festgemacht war. Da hatte er seine Antwort: Ebenso wie die Krabbe hingen auch sie in einem Baum, damit sie frisch blieben, bis sie verspeist wurden.

Ein Schauer überlief Tucker, als er sich vorstellte, wie sich die schwarzen Zähne des Eingeborenen um sein Schienbein schlossen. Er versuchte sich krampfhaft darauf zu konzentrieren, daß es doch wohl möglich sein mußte zu entkommen, bevor der Eingeborene wieder zurückkehrte, doch seine Gedanken schweiften immer wieder ab, und alles, was ihm einfiel, war eine Flut von Erinnerungen an persönliches Versagen und verpaßte Möglichkeiten, und so überlegte er, an welchem Punkt die Welt sich end-

gültig gegen ihn gekehrt und in diesen Kannibalenbaum gehievt hatte.

Wie die meisten selbstverursachten Desaster in seinem Leben hatte auch dieses seinen Ausgangspunkt in einer Bar.

Die Lounge des Holiday Inn am Flughafen von Seattle war ein jagdgrünes mit Messingstreben und Eichenfurnier ausgestattetes Etablissement, das, hätte man die Bar weggelassen, haargenau aussah wie die Abteilung für Herrenoberbekleidung bei Macy's. Es war ein Uhr morgens, hinter der Bar stand eine stämmige Frau spanischer Herkunft und mittleren Alters und polierte die Gläser, während sie darauf wartete, daß ihre letzten drei Gäste endlich gingen, damit sie nach Hause konnte. Am Ende der Bar saß allein eine junge Frau in einem kurzen Rock und mit zu dick aufgetragenem Make-up. Ein paar Hocker weiter saß Tucker Case neben einem Geschäftsmann.

»Lemminge«, sagte der Geschäftsmann.

»Lemminge?« fragte Tucker.

Sie waren betrunken. Der Geschäftsmann war eine schwergewichtige Erscheinung Ende Fünfzig in einem aschgrauen Anzug. Geplatze Äderchen prangten auf seiner Nase und seinen Wangen.

»Die meisten Leute sind Lemminge«, fuhr der Geschäftsmann fort. »Und deswegen sind sie zum Scheitern verurteilt. Sie benehmen sich wie Nagetiere mit einem Selbstmordtrieb.«

»Aber Sie stehen natürlich weit über solchen Nagetieren«, sagte Tucker Case und grinste klugscheißermäßig. Er war dreißig, nicht ganz einsachtzig groß und hatte blaue Augen. Seine blonden Haare waren akkurat geschnitten, und er trug marineblaue Hosen, Turnschuhe und ein weißes Hemd mit Epauletten in Gold und Blau. Eigentlich galt sein Interesse weniger den Ausführungen des Geschäftsmannes als vielmehr dem Mädchen am Ende der Bar, doch er wußte nicht, wie er es bis dorthin schaffen sollte, ohne allzu offensichtlich zu wirken.

»Nein, aber ich beschränke mein Lemming-Verhalten auf meine persönlichen Beziehungen. Drei Ehefrauen.« Der Geschäftsmann fuchtelte mit einem Cocktailspieß vor Tuckers Nase herum. »Um in Amerika Erfolg zu haben, braucht man weder ein besonderes Talent, noch muß man sich allzu große Mühe geben. Man muß nur seine Linie verfolgen und dabei keine Scheiße bauen. Und daran scheitern die meisten Leute. Sie werden mit dem Druck nicht fertig, daß sie wirklich kriegen könnten, was sie wollen, und wenn sie dann kurz davor sind und das Ziel ihrer Wünsche schon greifbar vor Augen haben, sehen sie zu, daß irgendwas schiefgeht, damit der Erfolg ihnen versagt bleibt.«

Die Lemming-Predigt schlug Tucker allmählich auf den Magen. In den letzten vier Jahren hatte er sich mehr oder weniger herumgetrieben und sich mit Jobs als Barmann oder Pilot für Firmenjets über Wasser gehalten. Er sagte: »Vielleicht gibt es ja Leute, die gar nicht wissen, was sie wollen, und die deshalb nur so wirken wie Lemminge.«

»Jeder weiß, was er will. Du weißt, was du willst, hab ich recht?«

»Aber klar doch«, sagte Tucker. Was er just in diesem Moment wollte, war, dieser Unterhaltung zu entfliehen und sich dem Mädchen am Ende der Bar zu widmen, bevor der Laden hier dichtmache. Seit fünf Minuten starrte sie ihn nun schon an.

»Was?« Der Geschäftsmann wollte unbedingt eine Antwort. Er wartete.

»Ich bin glücklich mit dem, was ich mache, und ich will, daß das so bleibt.«

Der Geschäftsmann schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, mein Sohn, aber das kaufe ich dir nicht ab. Du gehst über die Klippe, genau wie all die anderen Lemminge.«

»Sie sollten Motivationskurse abhalten«, sagte Tuck, dessen Aufmerksamkeit ganz auf das Mädchen gerichtet war, das nun aufstand, Geld auf den Tresen legte und ihre Zigaretten nahm, um sie in die Handtasche zu stecken.

Sie sagte: »Ich weiß, was ich will.«

Der Geschäftsmann drehte sich um und setzte sein bestes Geiler-aber-guter-Onkel-Lächeln auf. »Und was ist das, meine Süße?«

Sie schritt auf Tucker zu und drückte ihm ihre Brüste an die Schulter. Sie hatte braune Haare, die ihr in Locken auf die Schultern fielen, blaue Augen und eine Nase, die ein wenig schief war, aber nicht so, daß es dramatisch gewesen wäre. Aus der Nähe wirkte sie, als sei sie noch nicht einmal alt genug, um Alkohol zu trinken. Es war das dicke Make-up, das sie aus der Entfernung wesentlich älter hatte aussehen lassen. Sie schaute dem Geschäftsmann in die Augen, gerade so, als sei Tucker überhaupt nicht da, und sagte: »Ich will dem Mile-High-Club beitreten, und zwar noch heute nacht. Können Sie mir da helfen?«

Der Geschäftsmann schaute auf Tuckers Pilotenmütze, die auf der Bar lag, und ließ dann seinen Blick wieder zurückwandern zu dem Mädchen. Geschlagen schüttelte er den Kopf.

Sie preßte sich fester gegen Tuckers Schulter. »Und wie steht's mit Ihnen?«

Tucker grinste den Geschäftsmann an und zuckte entschuldigend mit den Achseln. »Ich will einfach nur mit dem weitermachen, was ich tue.«

Das Mädchen setzte sich die Pilotenmütze auf und zog Tucker von seinem Barhocker. Er griff in seine Hosentaschen und suchte nach Geld, während sie ihn zum Ausgang schleppte.

Der Geschäftsmann hob die Hand. »Die Drinks gehen auf mich, mein Sohn. Denk du einfach nur daran, was ich gesagt habe.«

»Danke«, sagte Tucker.

Draußen in der Hotelhalle sagte das Mädchen: »Ich heiße Meadow.« Sie hielt den Blick nach vorn gerichtet, während sie mit kurzen Schritten voranmarschierte, gerade so, als ob sie zu einem Antiterrorereinsatz unterwegs sei und nicht zu einem amourösen Abenteuer.

»Hübscher Name«, sagte Tucker. »Ich bin Tucker Case. Aber die Leute nennen mich Tuck.«

Noch immer schaute sie nicht hoch. »Hast du ein Flugzeug, Tuck?«

»Zumindest habe ich Zugang zu einem.« Er lächelte. Das hier war einfach großartig. Spitzenmäßig!

»Gut. Du bringst mich in den Mile-High-Club, und dafür brauchst du nichts zu zahlen. Ich wollt's schon immer mal in 'nem Flugzeug treiben.«

Tucker blieb stehen. »Du bist eine ... Ich meine, du machst es für ...«

Sie blieb ebenfalls stehen und blickte ihm zum ersten Mal in die Augen. »Du bist irgendwie schwer von Begriff, stimmt's?«

»Danke, ich finde dich auch irre anziehend.« Was er allerdings wirklich tat.

»Na ja, du bist schon attraktiv. Ich meine, du siehst *wirklich* gut aus. Aber ich dachte, ein Pilot sollte doch wohl mehr auf dem Kasten haben.«

»Ist das so was wie eine Domina-Erniedrigung-Handschellen-Nummer?«

»Nein, das ist extra. Im Augenblick mache ich nur Konversation.«

»Ach so, ich verstehe.« Mittlerweile kamen ihm doch so einige Bedenken. Er mußte am Morgen nach Houston fliegen, und er sollte eigentlich zusehen, daß er etwas Schlaf bekam. Andererseits wäre das hier auch eine super Geschichte, um sie den Jungs auf dem Hangar zu erzählen – wenn er den Teil ausließ, daß er eigentlich ein Nagetier mit Selbstmordtendenzen und sie eine Prostituierte war. Aber er konnte die Geschichte ja auch erzählen, ohne es wirklich zu machen, oder?

Er sagte: »Eigentlich sollte ich vielleicht besser nicht fliegen. Ich bin ein bißchen betrunken.«

»Dann stört es dich hoffentlich nicht, wenn ich zurückgehe in

die Bar und mir deinen Freund schnappe? Ich kann genausogut 'n bißchen Geld verdienen.«

»Es könnte gefährlich werden.«

»Darum geht's doch gerade, oder?« Sie lächelte.

»Nein, ich meine, wirklich gefährlich.«

»Ich habe Kondome.«

Tucker zuckte mit den Achseln. »Ich hole uns ein Taxi.«

Zehn Minuten später schritten sie über die nasse Rollbahn auf eine Gruppe von Firmenjets zu.

»Er ist rosa!«

»Ja, und?«

»Du fliegst einen rosa Jet?«

Während Tuck die Einstiegluke öffnete und die Treppe herunterließ, wurde er von dem Gefühl heimgesucht, daß der Geschäftsmann vielleicht doch recht gehabt hatte.

2

Ich dachte, das hier sei ein Nichtraucher-Flug

Die meisten Düsenflugzeuge (besonders jene, die sich nicht mit zusätzlichem Gewicht in Form von Passagieren oder Treibstoff herumplagen müssen) haben eine Sinkflugrate, die es ihnen erlaubt, auch ohne laufende Triebwerke zu landen. Doch Tucker ist eine Fehleinschätzung unterlaufen – als Resultat seines Konsums von sieben Gin Tonic und der Ablenkung durch Meadow, die rittlings über ihm auf dem Pilotensitz thront. Er überlegt, daß er vielleicht etwas hätte sagen sollen, als die Warnlämpchen der Treibstoffanzeige zum ersten Mal aufgeblinkt hatten, doch da war Meadow schon in den Sattel gestiegen, und er hatte nicht unhöflich erscheinen wollen. Nun ist der Anflugwinkel zu steil und die Landebahn eine Idee zu weit entfernt. Er versucht es mit Körper-

sprache, indem er am Steuerknüppel zerrt, was Meadow als Zeichen seiner Begeisterung deutet.

Tucker bringt die rosa Gulfstream ein Stück zu niedrig über SeaTac herein, so daß er das Heckfahrwerk an einer Radarantenne verliert, bevor er eine Sekunde später auf der Landebahn aufprallt und Meadow über den Steuerknüppel hinweg gegen die Windschutzscheibe geschleudert wird und bewußtlos auf dem Instrumentenbrett liegenbleibt. Das Flugzeug flattert noch einmal mit den Flügeln – wie ein sterbender Flamingo in einer Öllache –, bevor die Tragflächen, begleitet von einem lauten Kreischen, in einem Funkenhagel abreißen, der sich in eine flammenlodernde schwarze Rauchwolke verwandelt, und durch die Luft wirbeln, um schließlich auf der Rollbahn in tausend Partikel zu zerbersten.

Tucker, der auf dem Pilotensitz festgeschnallt ist, stößt einen langen Schrei aus, der schließlich den Lärm von zerreißendem Metall übertönt.

Die flügellose Gulfstream schlittert, eine ölige Qualmwolke und Aluminiumkonfetti hinter sich herziehend, die Landebahn entlang wie der Bob des Höllen-Nationalteams. Feuerwehrleute und Sanitäter stolpern hastig in ihre Fahrzeuge und machen sich auf die Verfolgungsjagd. In einem Augenblick analytischen Scharfsinns bemerkt einer der Feuerwehrleute einem Kollegen gegenüber: »Da ist ja so gut wie kein Feuer, der Kerl muß mit den Dämpfen im Tank geflogen sein.«

Tucker sieht das Ende der Landebahn auf sich zukommen – eine Ansammlung von Antennen, einige zuckende blaue Lichter, einen Maschendrahtzaun und ein grasbewachsenes freies Feld, auf dem sich das, was von der Gulfstream noch übrig ist, in wenigen Augenblicken in einen Hagel aus rosa Splittern auflösen wird. Es wird ihm klar, daß er seinem Tod entgegentritt, und er schreit »Heilige Scheiße«, womit er den Anforderungen der Flugaufsicht nachkommt, wonach die Black Box unbedingt die letzten Worte des Piloten festzuhalten hat, und sei sie auch noch so verkohlt.

Plötzlich wird es ganz still im Cockpit. Es ist, als hätte jemand eine kosmische Pausentaste gedrückt. Jegliche Bewegung kommt zum Stillstand. Die Stimme eines Mannes ertönt und sagt: »Hast du dir so dein Ende vorgestellt?«

Tuck dreht sich nach der Stimme um. Ein finsterner Mann in einer grauen Fliegeruniform sitzt auf dem Copilotensitz und wartet auf eine Antwort. Tuck kann sein Gesicht nicht richtig erkennen, obwohl sie sich genau gegenüber sitzen. »Nun?«

»Nein«, antwortet Tuck.

»Das wird dich einiges kosten«, sagte der Pilot. Dann ist er verschwunden, und die Kabine ist erfüllt vom Tosen und Krachen der Metallmassen, die nun ein jämmerliches Schicksal ereilt.

Bevor Tucker die Worte »was zum Teufel« auch nur ansatzweise in seinem Geist formen kann, kracht der flügellose Jet durch die Antenne, das zuckende blaue Licht und den Maschendraht auf das mit grünem Gras bewachsene freie Feld, das nach dreißig Tagen Seattle-Regen ordentlich durchgeweicht ist. Der Schlamm schmiegt sich sanft um den Rumpf, bringt Funken und Flammen zum Erlöschen, klebt fest, verklumpt und verlangsamt den Jet, bis er schließlich in einer Dampf Wolke zum Stehen kommt. Tuck hört das Knirschen von abkühlendem Metall, Sirenen und das freundliche Klingklang der FASTEN-SEAT-BELTS-Anzeige, als diese sich ausschaltet.

Willkommen auf dem Seattle-Tacoma International Airport. Die Ortszeit ist 2.00 Uhr morgens. Die Außentemperatur beträgt 18 Grad Celsius. Zu Ihren Füßen liegt eine halb bewußtlose Nutte und röchelt nach Luft.

Die Kabine füllt sich mit schwarzem Rauch von verschmorten Kabeln und verdampfter Hydraulikflüssigkeit. Tucker nimmt einen Atemzug, der ihm in der Luftröhre brennt wie Abflußreiniger, und er weiß sofort, daß ein weiterer Atemzug tödlich sein könnte. Also befreit er sich aus seinen Sicherheitsgurten und tastet in der Dunkelheit nach Meadow, doch alles, was er zu fassen

bekommt, ist ein Fetzen ihres zerrissenen Spitzenmieders. Er steht auf, beugt sich nach vorne, legt ihr einen Arm um die Hüfte und zieht sie hoch. Sie ist leicht, wiegt vielleicht gerade mal hundert Pfund, doch Tucker hat vergessen, daß seine Hosen und Shorts noch immer auf Halbmast hängen und ihn folglich in seiner Bewegungsfreiheit arg einschränken. Er strauchelt und fällt rückwärts auf die Kontrollkonsole zwischen den Pilotensitzen. Aus der Konsole ragt der Landeklappenkontrollhebel heraus, ein stählerner Stab von etwa dreißig Zentimeter Länge, an dessen Ende sich eine pfeilförmige rote Spitze aus Plastik befindet. Die Spitze erwischt Tucker an der Rückseite seines Hodensacks. Durch Meadows Gewicht mit zusätzlicher Masse ausgestattet, wird Tucker auf den Hebel hinuntergedrückt, der sich daraufhin durch sein Skrotum rammt, sich in voller Länge durch seinen ganzen Penis hindurchbohrt und in einer Blutfontäne an dessen Spitze wieder herausplatzt.

Es gibt keine Worte, um diesen Schmerz zu beschreiben. Keinen Atem. Keinen Gedanken. Nur ohrenbetäubendes weißes und rotes Rauschen. Tucker spürt, wie er das Bewußtsein verliert, was ihm ganz und gar willkommen ist. Er läßt Meadow fallen, doch mittlerweile ist sie wieder so weit bei sich, daß sie sich an seinem Hals festklammert und ihn im Fallen wieder von dem Hebel herunterzieht, der sich daraufhin seinen Weg durch ihn zurückbahnt.

Ohne sich dessen bewußt zu sein, steht er nun da und atmet. Seine Lungen brennen wie Feuer. Er muß hier raus. Mit einem Arm packt er Meadow und zerrt sie einen Meter weit zur Luke. Er entriegelt die Luke, sie klappt nach unten auf, doch sie öffnet sich nur halb, denn sie ist so konstruiert, daß sie bei einem Flugzeug mit intaktem Fahrwerk als Treppe funktioniert. Hände, die in Handschuhen stecken, recken sich ins Innere und beginnen an der Tür zu zerren. »Wir holen euch da raus«, sagt ein Feuerwehrmann.

Die Luke öffnet sich mit einem Kreischen. Tuck sieht blaue und rote Lichter aufblitzen, in deren Schein die Regentropfen am

schwarzen Nachthimmel wirken wie kleine Flammen. Er nimmt einen tiefen Zug frischer Luft, sagt: »Ich hab mir den Schwanz abgerissen«, und fällt vornüber.

3

Und außerdem haben Sie Ihren Vielfliegerbonus verloren

Wie schon so oft in seinem Leben irrte sich Tucker Case auch in bezug auf die Schwere seiner Verletzungen. Noch während er in einem Rollstuhl sitzend durch die Unfallstation rollte, sang er trotz der Sauerstoffmaske auf seinem Mund: »Ich hab mir den Schwanz abgerissen! Ich hab mir den Schwanz abgerissen!« Schließlich trat ein Arzt, dessen Gesicht unter seinem Mundschutz nicht zu erkennen war, neben ihn.

»Mr. Case, Sie haben sich nicht den Penis abgerissen. Sie haben Verletzungen an einigen größeren Blutgefäßen davongetragen sowie an den Schwellkörpern. Außerdem wurde die Sehne durchtrennt, die von der Spitze des Penis zum Hirnstamm verläuft.« Der Arzt – es war eine Frau – zog seine Maske gerade so lange herunter, daß Tucker sehen konnte, wie sie grinste. »Sie werden schon wieder. Wir bringen Sie jetzt in den OP.«

»Was ist mit dem Mädchen?«

»Sie hat ein paar Prellungen davongetragen, nichts Ernstes. Vermutlich kann sie in ein paar Stunden nach Hause.«

»Das ist gut. Doc, werde ich je wieder? Ich meine, bin ich jemals wieder in der Lage...?«

»Seien Sie jetzt ganz ruhig, Mr. Case. Ich möchte, daß Sie jetzt von hundert an rückwärts zählen.«

»Gibt es dafür einen bestimmten Grund – ich meine, daß ich zählen soll?«

- »Sie können auch den Fahneid aufsagen, wenn Sie wollen.«
»Aber ich kann nicht aufstehen.«
»Dann zählen Sie einfach, Sie Klugscheißer.«

Als Tucker wieder zu sich kam, sah er durch den Nebel von Betäubungsmitteln ein Bild von sich selbst – unterlegt von einem brennenden rosa Düsenflugzeug. Über der Szene erhob sich das schreckensbleiche Antlitz der Mutterfigur des Network-Marketing auf dem Sektor Make-up, Mary Jean Dobbins – oder wie die Welt sie nannte: Mary Jean. Dann war das Bild verschwunden, und statt dessen tauchte ein zerfurchtes männliches Gesicht auf, das über beide Ohren lächelte.

»Tuck, du bist berühmt. Du hast es in den *Enquirer* geschafft.« Es war die Stimme von Jack Skye, Tucks einzigem Freund männlichen Geschlechts und Chefmechaniker der Luftflotte von Mary Jean. »Deine Bruchlandung kam gerade rechtzeitig vor Redaktionsschluß.«

»Mein Schwanz?« fragte Tuck und versuchte sich aufzurichten. In seinem Schoß lag etwas, das große Ähnlichkeit mit einem in Mullverband eingepackten Straußenei hatte, aus dessen Mitte ein Schlauch hervortrat.

Jake Skye, hochgewachsen, dunkelhaarig und ungekämmt – halb Apache, halb Truck-Stop-Kellnerin – sagte: »Das wird schon. Der Arzt sagt, du wirst wieder ganz der alte.« Jake setzte sich auf einen Stuhl neben Tucks Bett und schlug das Revolverblättchen auf.

»Sieh dir das an. Oprah hat abgenommen und ist jetzt wieder dünn. Möhren, Grapefruits und Amphetamine.«

Tucker Case stöhnte auf. »Was ist mit dem Mädchen? Wie hieß sie noch mal?«

»Meadow Malackovitch«, sagte Jake, ohne seinen Blick von der Zeitung zu heben. »Wow, Oprah fickt mit Elvis rum. Also eines muß man ihr lassen: Auf die faule Haut legt sie sich jeden-

falls nicht. Ach ja, du wirst nach Houston verlegt. Mary Jean will dich in ihrer Nähe haben, damit sie immer ein Auge auf dich hat.«

»Das Mädchen, Jake?«

Jake schaute von der Zeitung auf. »Das willst du doch nicht wirklich wissen.«

»Man hat mir gesagt, sie kommt wieder in Ordnung. Ist sie tot?«

»Schlimmer als das. Sie ist stinksauer. Und wo wir gerade dabei sind – da draußen sind ein paar Jungs von der FAA, der Flugaufsicht, die sich unbedingt mit dir unterhalten wollen, aber der Arzt läßt sie nicht rein. Außerdem soll ich Mary Jean anrufen, sobald du wieder bei Bewußtsein und klarem Verstand bist, wovon ich dir abraten würde – also wieder zu klarem Verstand zu kommen. Und darüber hinaus lauert eine ganze Meute von Journalisten draußen vor der Tür, die die Schwestern bisher zurückgehalten haben.«

»Wie bist du reingekommen?«

»Ich bin dein einziger lebender Verwandter.«

»Meine Mutter wird hochofregut sein, das zu hören.«

»Bruder, deine Mutter kennt dich nicht mal. Diesmal hast du so einen Bock geschossen, daß du bis zum Hals in der Scheiße steckst.«

»Dann bin ich also gefeuert?«

»Worauf du wetten kannst. Und wenn ich nicht ganz falsch liege, würde ich sagen, du kannst froh sein, wenn du dich jemals wieder ans Steuer von 'nem Rasenmäher setzen darfst.«

»Aber Fliegen ist das einzige, was ich kann. Und das alles nur wegen einer vermasselten Landung?«

»Nein, Tuck, eine vermasselte Landung ist, wenn die Gepäckfächer aufspringen und die Sporttaschen der Leute rausfallen. Du hast eine Bruchlandung hingelegt. Aber wenn du dich dadurch besser fühlst: Jetzt, wo die Gulfstream hin ist, habe auch ich für mindestens ein halbes Jahr keine Arbeit. Es ist nicht mal klar, ob sie sich überhaupt wieder einen Jet zulegen.«

»Wird die FAA Anklage erheben?«

Jake Skye schaute wieder in die Zeitung, um Tucks Blick auszuweichen. »Hör zu, Mann, ist es dir lieber, wenn ich dich anlüge? Ich bin hergekommen, weil ich mir dachte, es ist besser, wenn ich es dir sage. Du hast getrunken. Du hast in SeaTac Anlagen im Wert von einer Million Dollar zu Schrott gemacht – von dem Flugzeug mal ganz abgesehen. Du kannst von Glück sagen, daß du nicht tot bist.«

»Jake, schau mich an.«

Jake ließ die Zeitung in seinen Schoß fallen und seufzte. »Was?«

»Muß ich ins Gefängnis?«

»Ich muß los, Mann.« Jake stand auf. »Du siehst zu, daß du wieder auf den Damm kommst.« Er machte sich daran, das Zimmer zu verlassen.

»Jake!«

Jake Skye blieb stehen und blickte über die Schulter zurück. Tucker sah die Enttäuschung in den Augen seines Freundes.

»Was hast du dir nur dabei gedacht?« fragte Jake.

»Sie hat mich dazu überredet. Ich wußte, daß es keine gute Idee war, aber sie war einfach nicht davon abzubringen.«

Jake trat neben das Bett und beugte sich zu Tuck hinunter. »Tucker, wann wirst du's endlich schnallen? Also hör mir jetzt gut zu, Kumpel, denn ich sag's dir das letzte Mal, okay? Ich hab im Augenblick keine Arbeit, und das wegen dir. Du mußt deine eigenen Entscheidungen treffen. Es geht nicht so weiter, daß dir immer jemand sagt, was du zu tun und zu lassen hast. Irgendwann muß jeder anfangen, Verantwortung zu übernehmen, auch du.«

»Ich kann nicht glauben, daß ich das ausgerechnet von dir zu hören kriege. Du warst doch derjenige, der mich in dieses Geschäft überhaupt erst reingeritten hat.«

»Haargenau. Und du bist jetzt dreißig Jahre alt. Mann, du mußt anfangen, selbständig zu denken. Und zwar mit deinem Kopf und nicht mit deinem Schwanz.«

Tucker betrachtete die Verbände in seinem Schoß. »Entschuldige, es tut mir leid. Es ist mir alles über den Kopf gewachsen. Es war, als würde man mit eingeschaltetem Autopilot fliegen. Ich hab nicht gewollt, daß...«

»Zeit, das Ruder zu übernehmen, Kumpel.«

»Jake, während der Bruchlandung ist was Seltsames passiert. Ich weiß nicht, ob es eine Halluzination war oder was. Da war noch jemand anderes im Cockpit.«

»Du meinst noch jemand außer der Nutte?«

»Genau, und zwar nur für eine Sekunde oder so. Jedenfalls saß plötzlich ein Kerl auf dem Copilotensitz. Er hat mit mir geredet, und dann hat er sich in Luft aufgelöst.«

Jake stieß einen Seufzer aus. »Du kannst nicht auf Unzurechnungsfähigkeit plädieren, wenn du einen Flieger plattmachst, Tuck. Du hast eine Menge Blut verloren.«

»Das war vor meiner Verletzung. Als der Flieger noch über die Landebahn gerutscht ist.«

»Hier.« Jake steckte einen silbernen Flachmann unter Tuckers Kopfkissen und knuffte ihm gegen die Schulter. »Ich melde mich bei dir, Mann.« Dann drehte er sich um und ging davon.

Tuck rief ihm nach: »Was ist, wenn es ein Engel war oder so was?«

»Dann kommst du auch nächste Woche wieder in den *Enquirer*«, meinte Jake, die Türklinke in der Hand. »Jetzt schlaf dich erst mal aus.«

Die Spitze der pinkfarbenen Pyramide

Ein gedämpftes Summen und Murmeln erfüllte die Krankenhauskorridore. In aufgeregter Erwartung überprüften die Reporter noch einmal die Batterien ihrer Recorder und Funktelefone. Schwestern und Hilfspersonal bevölkerten scharenweise die Flure in der Hoffnung, einen Blick auf den berühmten Gast zu erhaschen. Die Männer der Flugaufsicht rückten ihre Krawatten zurecht und knöpften die Manschetten ihrer Hemden zu. Eine Rezeptionistin aus der Verwaltung, die nur noch zwei weitere Beraterinnen anwerben mußte, um sich ein pinkfarbened Oldsmobile zu verdienen, huschte in eines der Untersuchungszimmer und verpaßte sich eine Ladung Sauerstoff, um so die Schwindelgefühle zu vertreiben, die sich unweigerlich einstellen, wenn man seinem Heiland gegenübertritt. Mary Jean war im Anmarsch.

Mary Jean Dobbins verzichtete, wenn sie auf Reisen war, auf die übliche Entourage von Bodyguards oder anderen dekorativen Blutekeln, mit denen sich die reiche Machtelite im allgemeinen umgibt.

»Gott ist mein Leibwächter«, pflegte Mary Jean zu sagen.

Sie trug eine vergoldete Lady Smith Automatik, Kaliber 38, in ihrer Handtasche: Es handelte sich um das Clara-Barton-Gedächtnis-Modell, das ihr die »Töchter der Konföderation« bei ihrem Pecan-Kuchen-Backwettbewerb überreicht hatten – ein Ereignis, daß alljährlich unter dem Motto »Lynch Leroy« am Martin Luther King Jr. Day abgehalten wurde. (Sie stimmte zwar nicht mit ihren politischen Zielen überein, doch die Schönheiten des Südens waren, was den Verkauf von Make-up anging, alles andere als unfähig. Und wenn der Süden sich nicht wieder erhob, so lag es jedenfalls nicht an der fehlenden kosmetischen Grundlage.)

Als sie heute durch die Türen der Haupthalle des Krankenhauses trat, war sie flankiert von einer blutrünstig wirkenden hochgewachsenen Frau in einem schwarzen Anzug, die einen harten Kontrast darstellte zu Mary Jeans eigenem Ensemble, das – Pumps und Handtasche eingeschlossen – ganz in Pastellblau gehalten war. »Stärke und Weiblichkeit schließen einander nicht aus, meine Damen.« Sie war fünfundsechzig – mütterlich, aber elegant. Ihr Make-up war schlichtweg perfekt, ohne auch nur eine Spur übertrieben zu wirken. Sie trug eine Brosche, die mit Diamanten und Saphiren besetzt und in etwa soviel wert war wie das Bruttosozialprodukt von Zaire.

Jedem Pfleger und jeder Schwester schenkte sie ein Lächeln, erkundigte sich nach ihren Familien, dankte ihnen für ihre aufopferungsvolle Arbeit, flirtete, wenn es angebracht war, und verteilte im Vorbeigehen Komplimente, ohne auch nur ein einziges Mal aus dem Tritt zu geraten. Zurück blieb eine Schar völlig entrückter Fans, und selbst die Zyniker und Hartgesottene unter den Angestellten des Krankenhauses konnten sich ihrem Charme teilweise nicht entziehen.

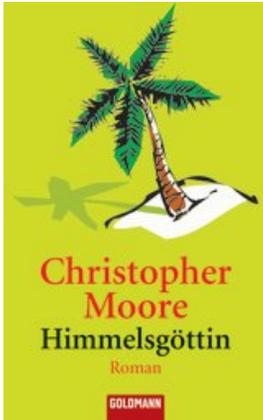
Vor dem Zimmer von Tucker löste die blutrünstige Frau – eine Anwältin – die Formation auf und schüchterte den Rattenschwanz von Reportern derartig ein, daß Mary Jean unbehelligt an ihnen vorbeikam.

Sie streckte den Kopf zur Tür herein. »Bist du wach, Sportkanone?«

Tuck wurde durch den Klang ihrer Stimme jäh aus allen ohnehin überflüssigen Alp- und Wachträumen zum Thema Arbeitslosigkeit, Gefängnisstrafe und Impotenz gerissen. Am liebsten hätte er sich das Laken über den Kopf gezogen und wäre still gestorben.

»Mary Jean.«

Die Make-up-Magnatin trat neben sein Bett und griff erfüllt von Sorge und Anteilnahme nach seiner Hand. »Wie fühlst du dich?«



Christopher Moore

Himmelsgöttin

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-08454-7

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2012

Eine Insel in der Südsee, Palmen, Strand, eine atemberaubende Blondine und ein paar Wilde: das Paradies auf Erden. Allerdings nicht für Pilot Tuck, den geborenen Verlierer. Die Eingeborenen entpuppen sich als Kannibalen, und die Sexbombe als pures Gift. Doch das ist noch nicht alles - ein skrupelloser Arzt mißbraucht die Insulaner für seine Geschäfte. Zusammen mit einem verrückten Transvestiten und der Fledermaus Roberto plant Tuck die Rettung der Inselbewohner...